nfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1911 BERLIN/DONNERSTAG DEN 5. JANUAR 1911/HANNOVER NUMMER 45

HALT: Dr. S. FRIEDLAENDER: Olim meminisse juvabit / AUGUST STRINDBERG: Zuchtwahl des Journalisten / PAUL SCHEERBART: Der Kaiser von Utopia / ANZ HERCZEG: Ranko der Held / RENÉ SCHICKELE: Lektüre / PAUL ZECH: Gang in den Winterabend / TRUST: Kunstverständnis / J. A.: Kunst für Alle / chtenswerte Bücher / OSKAR KOKOSCHKA: Zeichnung

Vorüber / Zeichnung von Oskar Kokoschka

Olim meminisse juvabit

Samuel Lublinski gestorben am 25. Dezember 1910

Von Dr. S. Friedlaender

Unser sehr ehrwürdiger Freund ist gestorben, wir wollen als Freunde von ihm reden. Wir wissen, wir haben es erlebt, was eine böse Zunge diesem lauteren wahrhaftigen, dem Vornehmen, Edlen streng zustrebenden, reinen Leben zuzurufen sich erfrechte. Aber indem wir das erlauchte Ideal dieses ringenden Dichtergelehrten als leuchtenden Schild über sein Grab decken, es ganz in solchen Glanz einhüllend, werden wir nicht nötig haben, durch Schönrederei den dunklen Kern seines ehrlichen Lebens wegzulügen. Schatten wird von Licht geworfen, und hier sind Worte, Werke verblieben, von denen dieses Licht erkennbar genug trotz aller Schatten so herrlich und heilig ausstrahlt, wie nur jemals von Worten und Werken der edelsten Geister. Ihm war ein Genius verliehen, an dessen Herausstellung aus dem tiefen, hemmenden Dunkel seines Lebens er mit dem emsigsten Bienenfleiss gewissenhaft und angestrengt arbeitete und — wie gern und freudig! — weitergearbeitet hätte, wenn nicht sein Tod so früh und doch zu spät, um ihn zu vernichten, eingetreten wäre. Non omnis moriar kann er uns allen in stolzer Zuversicht durch den Geistermund seiner Schriften prophezeien. Sein Wissensdurst war unstillbar zur Tränkung und Sättigung seines weisen Geistes. Er war ein Teil des Gewissens unserer Kultur, und in der Nähe unserer Menschensonnen wird sich späten Augen ein Strahl seines Lichtes zeigen. Der Mensch ist vom Leben wie von einem verstellenden Nebel umgeben, der seine scharfen Umrisse verwisc t; erst sein Tod löscht diesen Nebel aus, und wir sehen unseren Freund zum erstenmal in erschütternder Vollendung wie er wirklich ist. Jetzt sollte statt aller Wortberedsamkeit eine schlichte Büste schweigsam sein ganzes Leben erzählen. Er würde ein solches Denkmal, einen lapidaren Lakonismus wohl aushalten. Wenige sind ruhmwürdig, Viele berühmt. Es wundre sich niemand, dass wir gerade diesen Toten, der nicht das Unglück hatte, vielen zu gefallen, so hoch über das Gemeine emporhalten, dass die Augen der Zukunft auf ihn fallen können. Das Leben hat so sehr von seinem ridicele gelästert, dass nun der Tod ebenso gewaltig sein sublime entgegnen soll. Wohl dem Sterblichen, dessen Tod ein solches auch nur flüstern und lispeln darf. Stehe auf und wandle, toter Freund! Streue deine herbe, kräftige Saat in alle Schollen der Menschenäcker! Nicht mehr verkannt und sehr gering, sondern gewürdigt, verschönt, erheitert und bedankt wirst du unsichtbar in den Gassen unseres Lebens wandeln, ein lichter Schatten; du kommst und jede Tür steht dir offen. Kein feindseliger Spott widersteht deiner Güte, deiner Kraft, deiner Tat, deinem Wohlwollen, du bist ungehemmt in deiner Hoheit. —

Zuchtwahl des Journalisten

Von August Strindberg

Schluss

Die Erzählung der Wanze von Nummer achthundertundsechs

Seine Majestät König Magnus Scheunenschloss lag eines Nachts während des norwegischen Krieges bei Tiveden. Er warf sich unruhig auf seinem Bette umher; denn er hatte ein Nierenleiden, das er sich durch übermässigen Genuss von Alicante zugezogen hatte. Es war noch dunkel und er wollte kein Licht anzünden. Er befühlte seine Wasseruhr. Vier! — Noch zwei Stunden bis zum Tag. Er stand auf, sprach einige Gebete, trank ein Glas Bier und legte sich wieder hin, um zu überlegen. So lag er bis zum Tagesgrauen und warf sich in unruhigen Gedanken auf seinem Bett herum. Als der Arzt am Morgen eintrat, fand er den Zustand so bedenklich, dass er irgend eine Zerstreuung verordnen musste, zum Beispiel eine Hinrichtung oder eine Jagd Da keine Bauern zur Stelle waren und die Leute des Königs nicht entbehrt werden konnten, entschloss man sich zu einer Jagd. Ein glücklicher Zufall hatte es auch gefügt, dass man ein Stück oberhalb Tiveden Elche gespürt hatte; dagegen drohte aber ein Umstand die ganze Kur zuvereiteln: man hatte keine Hunde. Das war ein neues Unglück. Der König, der sich einen Augenblick von seiner Niedergeschlagenheit erholt hatte, geriet ausser sich und fiel in Ohnmacht, und das ganze Lager kam in Unruhe. Man setzte grosse Belohnungen aus für den, der einen Hund schaffen könne. Vergeblich.

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich Eine dumpfe Stille lag über dem Lager. Man fürchtete das Schlimmste und niemand wagte sich zu rühren. Schliessgegen Mittag, als der Arzt eben den Kopf geschüttelt hatte, hörte man ein Gebell aus dem dem dichtesten Walde. Erst einige tiefe Anschläge, wie von einem Kettenhund, der bellt, weil es so sein soll, dann das Gebell eines Spürhundes, das wie ein Jagdhorn klingt und bedeutet, dass er etwas gefunden hat; und darauf ein anhaltendes Gewinsel, als ob er mit der Schnauze einem Hasen auf den Hacken läge. Ein donnernder Hurraruf klang aus den Zeltgassen hervor und man erwartete jeden Augenblick den keuchenden Jagdhund am Waldrand zu erblicken. Was aber bekam man zu sehen. Mons, der Putzer des Generalfeldzeugmeisters, kam winselnd und wedelnd zwischen den Fichtenstämmen hervorgetrottet.

Man lachte zuerst, dann aber wurde man ernst. Der König, der von seinem Bette aufgestürzt war, kam heraus und wurde Zeuge der Szene, aber der Putzer Mons liess die Zeit nicht unnütz verstreichen, sondern öffnete sofort seinen Mund und sprach mit der Mütze in der Hand:

Eure Majestät, meine Herren! Ich bin von der Krankheit unterrichet, die Eure Majestät hohe Nieren heimsucht und weiss, was für ein Heilmittel man vorgeschlagen hat, sowie dass etwas dazu völlig fehlt. Da habe ich mir die Freiheit genommen, meine geringen Dienste anzubieten.

Was kannst du? fragte der König erzürnt.

Bellen, Eure Gnaden!

Das ist gut! Kannst du Elche jagen?

Nein, ich belle grosse Tiere nicht an, die schlagen aus. Aber Hasen, Haselhühner und andere kleine Tiere.

Es ist gut! Ich habe allerdings noch nie Hasen vor Putzern geschossen, aber das ist neu und wird mich zerstreuen. Blas, Hornbläser. und sattle, Stallmeister!

Als der Mittag kam, hatte der König drei Hasen geschossen und war sehr vergnügt Putzer Monds wurde gerufen, die Belohnung zu empfangen.

Willst du Gold oder Ehre haben? Wähle, denn beides kannst du nicht bekommen!

Ehre, Eure Majestät!

Auf die Knie, du Hund!

Putzer Mons fiel auf die Knie nieder, erhielt drei Schläge mit dem Schlachtschwert und stand als Edelmann auf.

Du sollst drei Hundeköpfe in deinem Schilde führen, zur Erinnerung an deine ausgezeichneten Verdienste; statt des Helmes aber sollst du drei Pfauenfedern haben, denn deine Eitelkeit war grösser als dein Geiz. Du bist frei, Mons Hund; geh hin, vermehre dich und erfüll die Erde!

Jetzt war Mons Edelmann! Jetzt musste er sich Rüstung mit Schild und Schwert kaufen und im Wagen fahren. Aber er hatte kein Gold. Er versuchte auf seinen neuerworbenen Kredit eine Schuhwichsfabrik anzulegen, aber er ging in der Konkurrenz unter. Er machte alle Grade der Demütigung durch und kehrte schliesslich zu seiner früheren Stelle als Putzer beim Generalfeldzeugmeister zurück.

Jetzt war er verheiratet und hatte Kinder, kleine adlige Kinder, die nach ihrem Stande erzogen werden mussten und das war nicht leicht.

Der Sohn avanzierte zum Sergeanten, bekam den Abschied, verheiratete sich und hielt den Namen am Leben.

Das Geschlecht zeichnete sich während der folgenden hundert Jahre nicht sehr aus, sondern verhielt sich still und ruhig. Das Höchste, was einer werden konnte, war Fahnenjunker mit dem Abschied als Leutnant. Die denkwürdige Entstehung der Adelschaft war vergessen und die Familienglieder lebten als arme Edelleute dahin. Etwas aber nagte und nagte. Die Ehre war vorhanden, aber das Geld fehlte immer und keiner von der Familie wagte sich zum verachteten Kaufmannsstand herabzulassen; der Schild musste rein gehalten werden und die Familie ihr Auskommen im Staatsdienste suchen Das Geschlecht konnte nicht entarten, weil es nie obenauf gewesen war, aber es konnte auch nicht steigen — aus Mangel an Geld.

Des Stammvaters eminente Fähigkeit, die ihm den Adel eingebracht hatte, übersprang sechs Generationen, bis sie bei dem bekannten Daniel Hund wieder auftauchte, der von Johann dem Dritten auf Erich den Vierzehnten losgelassen wurde. Ueber diesen schrieb Daniel Hund seine Chronik und wurde damit der erste Chronist des Vaterlandes. Da Johann eine dankbare Natur war, blieb Daniels Beförderung nicht aus. Mit der Beförderung kam das Gold endlich und bald sah man den Hundschen Palast sich in Stockholm am Norrmalmstorg erheben. Nun wurde ein lustiges Leben geführt; so lustig, dass die Erben alles fortgeben mussten als Daniel starb. Alte Weiber sagten, wie gewonnen, so zerronnen, aber die Zeitungen sagten, Hund sei ein Prophet (weil er einen König angegriffen hatte) und sie veranstalteten eine Sammlung für die Familie.

Hier ist eine Lücke in den Biographien. Aber ich weiss, dass das Geschlecht ein kümmerliches Leben fristete bis zu Karl dem Elften. Da trieb die Familie eine neue Blüte. Einen Sohn, der mit kleinerem Kopf, aber grösserer Eitelkeit, mit weniger Gefühl, aber mehr Gewissenlossigkeit begabt war als die anderen Kinder. Er wurde in ein Kontor gesteckt. Genaueres weiss man nicht. Es heisst, dass er auf eine weniger löbliche Art zum Unterhalt der Familie beigetragen habe, worauf er eine eilige Reise nach Neu-Schweden in Amerika antreten musste.

Er kehrte nach Stockholm zurück und fand sich dort ziemlich fremd. Viele seiner gleichaltrigen Kameraden hatten durch Arbeit, Entsagung und Redlichkeit sich eine Stellung errungen, einige waren sogar berühmte Leute geworden. Das erzeugte bei ihm ein tiefes Missvergnügen Gleichzeitig merkte man bei ihm ein ungeahntes Interesse für die Literatur, zumal für die Sorte, die zeilenweise bezahlt wird. Unser Freund befand sich bald mit allen Vieren in der unter Karl dem Elften lebhaft blühenden Zeitungsliteratur.

Da er indessen bald seine Stoffe wie seine alten Freunde erschöpft hatte, wurden seine Artikel seltener und die Mahlzeiten unregelmässiger; die grausame Armut nahm ihn hart in die Arme und bald befand er sich im Schuldturm hinter Schloss und Riegel. Aber die Not ist erfinderisch und unser Mann fühlte sich dazu geschaffen, die grösste Erfindung des siebzehnten Jahrhunderts zu machen: die Reisebriefe Vom Gefängnis gingen bald die allerherrlichsten Reiseschilderungen von Tunis und Konstantinopel aus; und vom Kriegsschauplatz bekamen gefühlvolle Zeitungsleser die erschütterndsten Schilderungen eines „schwedischen Adligen", dessen persönlicher Mut aus jeder Zeile glänzte, und der das Tun nnd Lassen der Generale einer strengen Kritik unterwarf; besonders aber merkte man sichtliche Vorliebe des Verfassers für alles, was das Seewesen betraf, und in seiner Kritik der Vorschläge einer Reorganisation der Flotte verriet er eine erstaunliche Sachkenntnis. Dank seiner Erfindung befand sich unser Mann bald auf freiem Fuss; aber mit der Freiheit kam der Mut zurück und mit dem Mut der Uebermut.

Verschiedene Neuigkeiten hatten sich indessen im Leben der Hauptstadt ereignet. Man hatte eine Fabrik bekommen nnd eine Glasgesellchaft, von der der Hof Aktien besass. Zwei solche patriotische Unternehmungen konnten nicht von Bestand sein, ohne dass das Publikum regelmässig Nachrichten über die Lage der beiden Institute erhielt, über Wünsche und Beschlüsse der Direktion, über künftige Absichten und ähnliches. Für solch guten Zweck durfte eine Zeitung das passendste Mittel sein. Zum Redakteur wurde ein Mann gesucht, der durch seine unparteiische Stellung zu allen geschäftlichen Verhältnissen einsehen konnte, dass die französische Kardanfabrik die einzig berechtigte sei, und die italienische Glasgesellschaft die einzig nötige für Schweden. Ausserdem musste der Zeitungschef ein Mann mit harter Stirn sein, der alle ungerechten Angriffe der Konkurrenten zurücksahlagen konnte; zugleich aber in alle Themata eingeweiht war, die das Publikum interessierten, wie Gedichtbücher, Theaterstücke, Oelgemälde, so dass die Zeitung nicht das Aussehen eines geschäftlichen Zirkulars erhielt.

Der Mann brauchte nicht mit der Laterne gesucht zu werden. Die noch nicht erkannte Erblichkeitstheorie

te einen neuen Beweis für ihre Richtigkeit gewon-
n: Agathon Hund, aus dem adligen Geschlecht Hund
n Schamlos, sollte durch eine Reihe glänzender Taten
n von den Vätern ererbten Ruf verteidigen und dem
genommenen Namen neuen Glanz verleihen Und
e bessere Wahl hätten die patriotischen Aktien-
sitzer niemals treffen können. Nie brauchten sie zu
chten, dass sie bei ihrem Redakteur auf hartnäckige
sichten in Sachen und Dingen stossen würden.
nn alle politischen, sozialen, kirchlichen und ökono-
schen Meinungen konnten in dem einzigen Grund-
z zusammengefasst werden, der seinem ganzen
entlichen Charakter das ihm eigentümliche Gepräge
und den er so formulierte: „Der Mensch muss
ein zu Mittag trinken." Die Instruktion, die die Ge-
lschaft unserem Freunde gegeben hatte, war ebenso
rz, aber nicht weniger ausdrucksvoll und bestand
s den zwei Worten: „steck ein!" und „tout
au!"

Die Zeitung erhielt in der Taufe den merkwürdigen
men Pharao, der eine Erinnerung bedeuten sollte an
eng monarchischen Tendenzen und ihre Ehrfurcht
r dem Jahrhunderte lang Erprobtem Der einfältige
il des Publikums aber, der das vortreffliche Dasein
r egyptischen Pharaonen nicht kannte, meinte bald
t seinen neuerworbenen Einsichten in die Sache,
r Name Pharao sei einem bekannten Spiel entnommen,
dem man vorzugsweise falsch spielt.

Eine grausame Ironie des allmächtigen Schicksals
llte, dass die Redaktion in den früheren Hundschen
last am Norrmalstorg verlegt wurde, der vor langer
it unter dem Hammer gekommen und jetzt zu
den aller Art eingerichtet war. Hier in der Par-
rewohnung, wo vordem die Banketts des glänzenden
schlechts gefeiert wurden, sass nun Agathon als ein
chtiger Herr und hielt Gericht über das Wohl und
ehe der Menschen Und wenn er bisweilen zum
sten Stockwerk hinauf guckte, wo der Rittersaal an
Möbelmagazin vermietet war, fühlte er einen Stich
Herzen.

Die Reise nach Amerika hatte bei Agathon so
fe republikanische Eindrücke hinterlassen, dass er auf
n Gebieten, auf denen er frei war, nämlich Poesie
d Kunst, bald in Versuchung geführt wurde, die
narchischen Begriffe beiseite zu legen und neue
fzunehmen. Um aber der Sache nicht zu schaden,
hm er einige Ideen aus einer abendländischen so-
nannten Republik, nämlich dem aristokratischen Vene-
, in dessen Verfassung er die unschätzbare und be-
nnte Institution bewunderte, die der Löwenrachen
nannt wurde In das Schwedische des siebzehnten
rhunderts übersetzt wurde es eine heimliche offizielle
kanntmachung, dass das Publikum gegen eine geringe
gabe von fünf Talern Silbermünze unbewiesene An-
gen gegen seine Feinde drucken lassen konnte. Das
ternehmen war ein glänzender ökonomischer Erfolg,
d Agathon wurde nächst dem König der gefürchtet-
Mann der ganzen Hauptstadt. Wehe dem, der es
terliess, ihn zu grüssen! Wehe dem, der unter den
ckschlägen klagte! Er schrieb Lobgesänge auf die
einherrschaft, auf die Kirchenzucht im Gesetz von
36, er stellte Ketzerverfolgungen an und druckte
edigten ab.

Einen so gewaltigen Kämpen hatten die Grossherrn
ch nie gehabt, und obgleich sie sich der Bekannt-
haft schämten, unterliessen sie es doch nicht, ihm
undlich zuzunicken, wenn er mit dem Hute in der
nd am Rande des Rinnsteins stand und von ihren
hinrollenden Wagen bespritzt wurde, was sie nicht ab-
lt, zum anderen Wagenfenster hinauszuspucken.

Wenn er des Abends in den Ballhauskeller ein-
t, versäumte keiner von den armen Schauspielern,
fort aufzustehen, und ihm einen Platz anzubieten,
nn er hatte ihr Wohlergehen in der Hand. Im sieb-
nten Jahrhundert besass man nämlich einen solchen
spekt vor dem, was in einer Zeitung stand, dass
n Schauspieler, von dem sie unvorteilhaft sprach,
fort gekündigt wurde. Man sah damals oft manchen
milienvater, der auf diese Weise seines Brotes be-
bt wurde, einen Zeitungsredakteur um Gnade für seine
einen bitten, welche Gnade darin bestand dass er
s nächste Mal keine Schelte bekam.

Wenn aber Agathon wohlgepflegt und satt vom
ch der Ammen aufstand und man seinen Degen in
Tür verschwinden sah, hagelten die Flüche wie
uerregen, und manches Messer wurde halb aus der
heide gezogen, um dann ganz bescheiden wieder
runterzukriechen. Unser Freund aber schwoll von
häbigkeit und seine dünnen Wangen glänzten vor
Zufriedenheit. Einige sagten er habe seine Seele ver-
kauft, andere aber meinten, sie sei noch immer käuf-
lich.

* * *

Hier machte die Wanze eine Pause und versank in Grübeleien. Der Künstler, der seine Zeit damit zugebracht hatte, die Tragriemen umzuschnallen und heraldische Studien zu machen, war jetzt bereit, seine Restaurierungsarbeit zu beginnen. Mit einem Blick fuhr er über die goldenen Felder, spuckte (man denke: spuckte!) auf den Rostfleck, zog sein Schnupftnch heraus und fing an zu reiben. Vergebens!

Gieb einen Scheuerlappen her, rief er einer von den Frauen zu. Und Seife.

Er erhielt nach einigen parlamentarischen Versuchen das Verlangte. Aber alle seine Anstrengungen waren vergebens.

Das muss vergoldet werden! murmelte er, schlug seine Farbenschatulle zu und stieg hinunter.

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

XIII

Der Abschied

„Jetzt schnell fort — nach Schilda!" sagte der Kaiser und liess seine Sachen packen und den Hofzug vorfahren.

Nun war aber des Morgens ein Lufttechniker namens Sebastian gemeldet worden — den wollte der Kaiser noch vor seiner Abreise sprechen.

Herr Sebastian kam, und der Kaiser sah, dass der Lufttechniker ihm ausserordentlich ähnlich sah, und das brachte ihn auf eine Idee, die er aber noch nicht aussprach; er erkundigte sich vielmehr ganz harmlos nach den gesellschaftlichen Beziehungen des Herrn Sebastian, und dieser Herr erklärte, dass er bislang nur seinen Arbeiten gelebt und jeden gesellschaftlichen Umgang gemieden habe.

Das gefiel nun dem Kaiser ausserordentlich, und er bat den Flugtechniker, mit seiner Luftmaschine nach Schilda zu fahren und dort im goldenen Löwen abzusteigen.

Herr Sebastian erklärte sich selbstverständlich bereit, nach Schilda zu fahren, wollte sich verabschieden, aber der Kaiser hielt ihn noch zurück und sagte:

„Lieber Herr Sebastian, können Sie aber vielleicht ganz unauffällig nach Schilda kommen! Könnten Sie nicht ihr Fahrzeug drei Meilen vor Schilda verlassen und mit einem einfachen Bahnzuge nach Schilda kommen und dort unauffällig auf weitere Nachrichten von mir warten?"

Herr Sebastian erklärte sich auch dazu gern bereit und wurde verabschiedet, und der Kaiser empfing noch einmal seinen Staatsrat und sagte zu ihm leise:

„Meine Herren, ich danke Ihnen und bitte Sie, vorläufig Stillschweigen über meine Reise und meine Absichten zu beobachten; ich werde schon alles so hübsch einfädeln, dass Sie zufrieden sein sollen."

Die Herren vom Staatsrat machten ein sauersüsses Gesicht, aus dem man alles herauslesen konnte — nur nicht eine bestimmte Meinung; die Herren wussten eben selber noch nicht, was sie zu diesem ganzen Abenteuer sagen sollten.

Der Kaiser drückte allen Herren zum Abschiede die Hand und ging dann zu seiner Gemahlin, die ihn mit feuchten Augen empfing.

„Du willst fort?" sagte sie zitternd.

„Ja", sagte er, „ich muss".

Sie erwiederte leise:

„Meine Gedanken werden bei Dir sein."

Und sie küsste seine rechte Hand, und der Kaiser küsste die Stirn seiner Gemahlin und sagte still:

„Bleibe fest! Es zieht mich zu neuen Pfaden. Ich will das Leben erkennen — so wie es ist. Ich will — vergiss das nicht! — eigentlich hinter das Leben kommen. Jeder Baum und jeder Fels soll mir was Grosses sagen — darum will ich fort. Du wirst von mir hören.

Und Philander küsste seiner Frau die beiden Hände und ging dann rasch hinaus und fuhr mit seinem Hofzuge nach Schilda — durch viele Tunnel — über Berge und Schluchten — über breite Flüsse und über weite Felder — durch die Frühlingslandschaft.

XIV

Schilda

Die Schildbürger waren Leute, denen man die Lustigkeit nicht ansah, da sie fast immer betrübte Mienen zeigten, andererseits konnte man sie nicht Vertreter der Traurigkeit nennen, da sie fast immer lustige Einfälle hatten; kein Utopianer wusste, wie er sich eigentlich zu den Bewohnern des neuen Schilda stellen sollte — lauter merkwürdige Käuze, die früher zu den klugen Leuten zählten, sassen da in Schilda zusammen und benahmen sich nicht so wie die anderen Utopianer.

In dreieckigen Häusern wohnte man in Schilda, und das dreieckige Rathaus war das grösste Haus der Stadt. Die schärfste Kante des Hauses ging immer zur Strassenseite hinaus, so dass man von Frontarchitektur in Schilda nicht sprechen konnte.

Als es bekannt wurde, dass der Kaiser Philander die Einladung des Oberbürgermeisters Wiedewitt angenommen habe — da verbreitete sich eine seltsame Stimmung über die ganze Stadt — alle Schilbürger bildeten sich sofort die abenteuerlichsten Dinge ein — die meisten meinten, man würde ihnen Ulaleipu als Wohnsitz anbieten — undsoweiter — undsoweiter.

Und es ging den armen Schildbürgern so schauderhaft schlecht. Sie wohnten auf einem Höhenzuge am Strande des Meeres — aber die gute Aussicht übers Meer bereicherte nur das Phantasieleben der Schildbürger; die Lostrennung von der allgemeinen utopianischen Volksreligion hatte die Schildbürger in kurzer Zeit ganz arm gemacht; sie verloren immer mehr die grosse Kunst, den Witz zur Vermehrung der Lebensgüter zu verwenden. Anfangs hatte man die Schildbürger, unter denen sich die klügsten Köpfe befanden, fast nur zum Scherze „Narren" genannt — und schliesslich waren sie wirkliche Narren geworden — wie die Bewohner des alten Schilda. Das neue Schilda hiess auch anfänglich garnicht Schilda; die Stadt wurde nur von den Priestern in Ulaleipu Schilda genannt — und zum Scherze hatten die sogenannten „Narren", die sich vom Volksgeiste lossagten, den Spottnamen zum Ehrennamen gemacht — und aus dem Scherz war dann sehr bald Ernst geworden.

So war es nun natürlich, dass die Schildaer jeden Scherz sehr ernst — und umgekehrt jeden Ernst sehr scherzhaft behandelten. Und so entstanden die dreieckigen Häuser und die verkehrtesten Einrichtungen dazu.

Und die Priester triumphierten und sagten:

„Seht, so rächt sich unser Gott! Das kommt davon, wenn man mehr sein will als alle anderen — das kommt davon, wenn man anders sein will als alle anderen! Die Grosstuer sind zu Narren geworden. Seht, so rächt sich unser Gott!"

Aber die Schildbürger sagten garnichts dazu, denn ihre Gedanken schweiften immer weiter hinaus — und das Nächstliegende kam ihnen fremd vor — und das Ferne und das Nahe konnten sie nicht zusammenbringen, sodass ihr ganzes Leben so schlechte Töne von sich gab — wie eine zerbrochene Glocke.

XV

Der Kaiser kommt

Der Hofzug des Kaisers fuhr in den dreieckigen Bahnhof in Schilda, und der Kaiser quartierte sich mit seinem Gefolge im dreieckigen Bahnhofsgebäude ein; das Gefolge des Kaisers bestand nur aus Beamten zweiten Grades, die aber sämtlich ihre Galauniform trugen; feierlicher Empfang von seiten des Rates war verbeten worden, da der Kaiser gleich die einfacheren Leute von Schilda kennen lernen wollte.

Die einfacheren Leute von Schilda gehörten natürlich ebensogut wie die Ratsherren zu denen, die im Leben „mehr" erstrebt hatten — Erfinder, Gelegenheitsdichter, Journalisten, Wunderdoktoren, phantastische Geschäftsleute und ähnliche Leute bildeten das einfache Volk in Schilda. Der Kaiser bemerkte sogleich das komische Gemisch von Aufgeblasenheit und Verworrenheit, wie es die Priester nannten, in einem anderen Lichte; er sah zunächst nur Hilflosigkeit und ausschweifende Gedanken, die naturgemäss alles ein bischen verkehrt erscheinen liessen.

Und dann kam der Kaiser am nächsten Tage ins Rathaus und tat sehr zornig, musste aber hören, dass sich die Schildbürger durchaus für treue Staatsbürger hielten, die durch die Uniformen und Titel blos dick und fett werden wollten. Diese durchaus simple Art der Schildbürger machte dem Kaiser scheinbar vielen Spass, und er fragte die Ratsherren, ob sie auch ihre Frauen uniformieren könnten, und als sie das bejahten, fragte er sie, ob sie auch ihre neugeborenen Kinder uniformieren könnten — und als sie auch das bejahten, fragte er sie, ob sie auch ihren Himmel uniformieren könnten. Da waren die Ratsherren erschrocken und verstummten. Und der Kaiser erklärte nun, dass er furchtbar in Schilda hausen würde, wenn die Schildaer nicht in acht Tagen wüssten, wie ihr Himmel zu uniformieren sei.

In scheinbar grimmigster Laune verliess der Kaiser das dreieckige Rathaus und speiste zu Abend im goldenen Löwen, allwo er sich nebenbei nach dem Flugtechniker Sebastian erkundigte.

Der Herr Sebastian war da.

XVI

Der Himmel

Drei Tage später sass der Kaiser Philander des Abends auf der Seeterasse und blickte zu den Sternen empor, rauchte seine Zigarre und trank Wein dazu; er sass ganz allein und sprach plötzlich zu sich selbst:

„Alle Wetter! Jetzt muss ich bald fort von diesem verdammten Schilda! Immer denke ich wirklich ernsthaft darüber nach, wie wohl dieser grosse Himmel uniformiert werden kann. Ich fürchte, die Narrheit steckt an. Die Sterne sind natürlich zu kompliziert, und die Farbe des Himmels ist immer wieder eine andere — sowas lässt sich wirklich nicht uniformieren. Aber ich denke ja tatsächlich darüber nach. Hier werde ich auch ein Narr! Ich muss fort — fort!

Er rief einen Diener und schickte ihn zum goldenen Löwen, und bald danach sass der Kaiser dem Flugtechniker Sebastian gegenüber und plauderte mit ihm über die Narrheit.

Der Herr Sebastian meinte:

„Diese Versunkenheit der Schildaer ist nach meinem Dafürhalten blos eine gerechte Strafe für ein bummliges Leben, das keine festen Ziele im Auge behält, nur nach Vergnügungen strebt, in Ausschweifungen verfällt und dem lächerlichen Hochmut nicht bei Zeiten richtig zu begegnen weiss."

„So würden Sie, Herr Sebastian", entgegnete nun der Kaiser ernst, „ohne Schaden für Ihre geistige Gesundheit ein ganzes Jahr hier in Schilda leben können, nicht wahr?"

Herr Sebastian bejahte das lächelnd, und der Kaiser meinte so nebenhin:

„Könnten Sie mir versprechen, das zu tun, wenn mir sehr viel daran läge?"

„Das könnte ich ohne weiteres!" versetzte der Herr Sebastian lächelnd.

Da hörten sie in der Stadt ein mächtiges Klappern und ein grosses Gehämmer wie in einem Eisenwalzwerk.

Der Kaiser liess sich erkundigen, was das Geräusch zu bedeuten hätte, und erfuhr, dass die Schildaer dabei wären, ihre Stadt mit gelben und roten Tuchstreifen zu überspannen, um eine Uniformierung des Himmels herbeizuführen.

Fortsetzung folgt

Ranko der Held

Franz Herczeg

Ich ging zu Fuss von Szentpéter Szerbalmás. Das Tiefland ist dort flach wie eine Tischplatte.

Als ich die unabsehbare lange Birkenallee kreuzte, welche die Bauerngüter von der herrschaftlichen Domäne scheidet, schlug lauter Gesang an mein Ohr. Ein kleines Mädchen sass am Grabenrand, hütete ein gefleckes Kalb, das dort weidete, und sang dabei aus voller Kehle aber mit viel musikalischem Gefühl ein Lied. Das kleine Mädchen war eine Serbin. Früher einmal war die ganze Gegend hier unten bis zur Donau serbisch; heute freilich liest der Pope nur mehr in vier oder fünf Dörfern die Messe. Die Serben hier haben ein ganz merkwürdig entwickeltes Talent für Musik. Zwei Knirpse, die sich hinter dem Zaun zusammensetzten, wissen ganz prächtig zweistimmig zu singen.

Von dem Liede des kleinen Mädchen verstand ich nur so viel, dass es den Ruhm irgend eines Helden namens Jvan Ranko preise. Wer war dieser Ranko? Ich kenne die Geschichte und die Legenden dieser unteren Gegend ziemlich genau, von einem Ranko aber hatte ich noch nichts gehört. Vielleicht ein Waffengenosse des grossen Mark Rálevics. Seltsam — im ungarischen Volke lebt nicht ein einziges der Lieder mehr, die einst zu Ehren Kinizsis, Toldis oder Hunyadis gesungen wurden, die serbischen Volksgesänge dagegen wissen heute noch von Helden zu berichten, die als türkische Söldner bei Angora gegen die Mongolen kämpften. Es sind recht monotone, schwermütige Melodien, die Texte nie ohne poetische Schönheit.

Ich sprach das kleine Mädchen an; es wurde sehr verlegen, sprang auf und lief lachend dem Kalb nach. Sie hatte wirres Haar und trug einen roten bis zum Knie reichenden Rock; ihr Laufen aber zeigte so viel unbewusste Grazie, dass ich an die den Schmetterling verfolgende Psyche denken musste. Der Schmetterling wurde allerdings durch ein scheckiges Kalb mit rührend einfältigen Glotzaugen ersetzt.

Bei der herrschaftlichen Mühle traf ich den Verwalter. Er war Serbe und die vielen stillen Winterabende hier draussen hatten ihn allmählich zu einem der Belegsten im Komitat gemacht. Er kam eben aus der Mühle. Seit zwei Jahren musste er jeden Montag dorthin, um Marsics, den Müller, fortzujagen. Seit Jahren betrank sich nämlich Marsics jeden Sonntag bis zur Bewusstlosigkeit; in diesem Zustande war er total verrückt und gelobte brüllend, die Herrschaft demnächst erschiessen zu wollen. Montag bat er dann denVerwalter unter Tränen um Verzeihung und schwor dass sich derartiges nie wieder ereignen solle. So kamen die beiden ganz gut miteinander aus.

Das Gesicht des Verwalters war noch rot vom Aerger.

Furchtbar, was einem der Kerl zu schaffen gibt! Na aber diesmal gibts keinen Pardon! Jetzt fliegt er hinaus und wenn er Hungers stirbt. . .

Es wird nichts so heiss gegessen — dachte ich mir Auch ist die Mühle heute nicht gerade leicht zu verpachten.

Ich wollte das Gespräch von Marsics, dem jetzt sicher wieder der Schädel brummte, ablenken und fragte:

Kennen Sie die serbischen Volkslieder, die hier gesungen werden?

Habe was Klügeres zu tun, als mich darum zu bekümmern — meinte er noch immer schlecht gelaunt.

Da wissen Sie also auch nicht, wer Jvan Ranko ist?

Das soll ich nicht wissen? Er arbeitet doch bei mir und ist drüben in Almás zuhause.

Ranko der Held? Von dem das Lied meldet?

Ach was, hierzulande wird sehr bald von Einem gesungen.

Und weshalb ist Ranko ein Held?

Er hat seine Frau erschlagen — zwei Jahre mögen es her sein.

Da sitzt er jetzt wohl im Zuchthaus?

I wo! Kein Geschworner in der Stadt hätte den Mut, den Angeklagten schuldig zu sprechen, den das Volkslied einmal zum Helden gemacht hat. Uebrigens war ich in dem Prozess damals selbst Geschworner.

Und sie haben ihn auch freigesprochen?

Natürlich!

Erzählen sie doch, wie trug sich der Fall zu?

Ranko heiratete eine rumänische Dirne aus Gesztenyés drüben. Solche Heiraten sind bei uns ziemlich selten — die hiesigen Bauern haben für ihre rumänischen Brüder nicht viel übrig. . .

War sie wenigstens schön?

Na — so! Die Mädchen aus Gesztenyés sind alle gleich. Nicht hässlich, aber so — wie soll ich sagen — sie haben so wässerige, schwarze Augen und grosse, weisse Zähne. Mit fünfundzwanzig Jahren sind sie alte Weiber. . . Die Bauernweiber hier tragen alle Lasten auf dem Rücken, die aus Gesztenyés aber alles auf dem Kopfe; daher ihre kerzengrade, stolze Haltung.

War natürlich ein schlechtes Ding, das Mädel?

Wie alle aus Gesztenyés. Die Rumänen im Krassóer Komitat, die durchwegs gute Landwirte und ehrsame Bauern sind, verachten das Dorf nicht ohne Grund. Ich glaube freilich, dass die Verderbtheit dort nur den sommerlichen Badegästen aufs Kerbholz zu schreiben ist. . . Ranko heiratete im Herbst und im Frühjahr darauf hatte ihn Milka— so hiess das Weibsbild — schon stehen gelassen. Irgend einem jungen Burschen zu Liebe. Den ganzen Sommer hindurch hauste das nichtsnutzige Paar draussen in einer leerstehenden Wächterhütte. . .

Hatte Ranko die Frau gern?

Weiss Gott! Das Bauernvolk ist in solchen Dingen schamhafter als man glaubt und schwer zu durchblicken. . . Wissen Sie, was ich mir oft denke? Wenn so Euere literarischen Bauern aus den Volksstücken, die von Liebe und Liebesgram singen — wenn die einmal in die Dörfer herkämen — — die Leute würden sie für wahnsinnig halten. . . Ich weiss nur, dass Ranko jeden Sonntag nach der Messe zu jener Wächterhütte hinaufging und seine Fzau bat, zu ihm zurückzukommen. Von sich wird er wohl nicht viel gesprochen haben, sondern eher von seiner Kuh, den zwei Ferkeln und dem Geflügel, mit dem er ohne Frau nicht fortkomme. . . Milka aber lachte ihm ins Gesicht.

Ein so schlapper Kerl war der Held?

Noch viel schlapper. . . Im Herbst musste der Galan Milkas zum Militär einrücken und da kam dann die Frau ungebeten nach Hause. Ranko empfing sie offenen Armen Der arme Kerl arbeitete damals wie ein Lasttier, nur um die Frau mit bunten Tand behängen zu können. . . Im Frühjahr darauf lief sie ihm wieder davon. Damals verdingte sie sich beim Verwalter der Radványschen Herrschaft als Magd oder dergleichen. . . Der Verwalter war ein hübscher, junger Mensch, so eine Art Dorf-Don-Juan. . Ranko stahl sich nun jeden Sonntag vor die Türe des Verwalters, und wenn es irgendwie anging, sprach er Milka wieder von der Kuh, den Ferkeln und dem Geflügel. . . Im Winter heiratete der Verwalter die Tochter eines Weinhändlers aus Krassó, und die junge Frau hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Milka fortzujagen. . .

Und Ranko nahm sie wieder zurück.

Freilich. Nicht nur diesmal, sondern noch in vier ganz ähnlichen Fällen Denn bei der Hauptverhandlung wurde nachgewiesen, dass Milka — von allem Uebrigen abgesehen — ihrem Mann im ganzen sechsmal davongelaufen war. Ihr letzter Geliebter war wieder jener Verwalter. Der hatte sich nämlich mit seinem Schwiegervater wegen der Mitgift entzweit und ihm im Aerger seine Tochter zurückgeschickt. . . Damals stolzierte Milka für kurze Zeit noch einmal in der Verwalterwohnung einher . . . Das nahm ein Ende, als der Verwalter sich mit seiner Frau und deren Vater versöhnte und jenseits der Donau ein Gut pachtete. . . Milka bekam eine schöne rotseidene Schürze und war mit einem Male wieder bei Ranko. Das sah so aus, als hätte sie das liderliche Umhertreiben satt bekommeń. Sie kümmerte sich nicht mehr um die jungen Burschen, sass ruhig bei ihrem Mann und besorgte auch das Hauswesen. . .

Und warum musste sie dann doch sterben?

Hm. . . Damals bei der Hauptversammlung habe ich die Sache begriffen . . . heute kann ich es Ihnen nicht mehr recht erklären. Diese Südslaven sind eben eine ganz andere Masse als unsere ungarischen Bauern. . . Es gibt vielleicht kein zweites Volk, das soviel zu erdulden vermag, aber auch keines, das beim allergeringsten Anlass so zu toben beginnnt. . . Im übrigen glaube ich fast, dass diese Leute in höherem Masse unter der Macht jener geheimnisvollen Kräfte die man insgesamt als Schicksal zu bezeichnen pflegt, Zu jener Zeit feierte irgend ein Verwandter Rankos im Dorf seine Hochzeit, wobei es, wie sie wissen, hierzulande immer hoch hergeht. Auch Milka hatte sich in Gala geworfen und jene rotseidene Schürze angelegt, die sie vom Verwalter bekommen hatte. Ranko ärgerte sich darüber und es gab einen kleinen Streit Obwohl Milka ihm gerade damals in allem gehorchte, gab sie nicht nach und ging schliesslich allein zur Hochzeit. .

Die rote Schürze hatte sie anbehalten . . .

Und Ranko?

Ranko schärfte sein Beil in dem Stall, ging dann seiner Frau nach und erschlug sie vor den Augen der versammelten Hockzeitsgäste. Als sie tot dalag, löste er ihr die rote Schürze vom Leib, trug diese in die Küche und verbrannte sie Dann küsste er Milka sowie alle, die zugegen waren, sagte nichts als: Serbische Brüder betet für mich! und schritt gradewegs zur Gendarmerie. Vor Gericht verteidigte er sich damit, dass ihm sein Herz befohlen habe, so zu handeln. .

ei diesen Serbischen Bauern kommt alles aus dem. Herzen . . . ihre Kraft, ihre Ehre, ihre Seele . . . elbst der Hunger nagt ihnen nicht so sehr am Magen ie am Herzen . . . Der Staatsanwalt fragte ihn eshalb denn sein Herz stumm geblieben sei, solange Milka sich mit anderen Männern umhergetrieben habe, ber Ranko wusste darauf nichts zu antworten. Die Geschwornen aber verstanden ihn und sprachen ihn rei und auch das Volk verstand ihn und preist ihn n Liede . . .

Wir waren während dieses Gespräches ins Dorf ekommen. Ich nahm die Einladung des Verwalters n und kehrte bei ihm ein. Vor seiner Wohnung standen in Dutzend Bauern umher, die geduldig hier auf ihn ewartet hatten.

Sie haben Glück — meinte er — dort steht gerade er Held!

Er wies auf einen kleinen, schmächtiger Bauern, er die Mütze in der Hand bescheiden bei den übrigen tand. Er trug wie die anderen ein Bauernhemd, eine eisse Filzhose mit schwarzer Verschnürung und Bundschuhe mit roten Riemen. Der Verwalter sprach nn mir zu Liebe an:

Nun, Nachbar Ranko, kommst Du morgen mit dem Vagen herein?

Ich kann hereinkommen, Herr.

Und was verlangst Du Tagelohn?

Was der Herr mir mit gutem Herzen gibt.

Ich fand diese Antwort recht merkwürdig; denn es ibt auf der Welt niemanden, der so gern feilscht, ie die Fuhrleute dieser Gegend.

Und wenn der Verwalter mit gutem Herzen garichts geben will? nahm ich jetzt das Wort.

Dann mach ich die Fuhre um Christi Liebe willen, ntwortete Ranko und sah mich mit seinen grossen ugen ernst an.

Ich wollte ihm eine Zigarre geben, er nahm sie ber nicht.

Wie willst Du aber leben, wenn Du für die Reichen msonst arbeitest? fragte ich weiter.

Ranko erwiderte mit lelse singendem Tonfall:

Der Herr, der die Lilien kleidet auf dem Felde. . .

Ich sehe schon, Freund Ranko, Du bist Nazarener. .

Ich habe das ewige Licht erblickt!

Der arme Mensch hat sich eben nach seiner Art nit seinem Gewissen auseinandergesetzt, sagte ich ungarisch zum Verwalter.

Wir gingen ins Haus. Auf der Treppe blieb mein Wirt stehen.

Ich muss Ihnen etwas sagen, was recht komisch klingt. Wenn ich damals bei der Hauptverhandlung Ranko schuldig gesprochen hätte, so würde man mir unfehlbar das Dach über dem Kopf angezündet haben. Wenn ich aber jetzt hinuntergehe, und ihn halb tot prügle, so wird ihn morgen das ganze Dorf auslachen und mir wird durchaus nichts geschehen. Auch das Heldenlied von Ranko wird mit genau derselben Begeisterung weiter gesungen werden. . .

Und was folgt daraus?

Dass der Heldenruhm nicht Rankos Besitz ist, sondern der des Volkes. Das Volk dürstet nach Helden, und da es keine bekommt, hilft es sich eben, so gut es kann. . .

Im Vorzimmer begrüsste uns ein Kanarienvogel mit lautem Singen.

In der anstossenden Küche stand ein Mädchen vor dem Waschtrog und sang das traurige Lied von Ranko, dem Helden.

Lektüre

Von René Schickele

I

Weil ich krank war, habe ich viele Zeitschriften und einige Bücher gelesen. Ich las Tag und Naeht; denn es ist grässlich, im Bett zu liegen und nicht einmal so krank zu sein, dass man garnicht mehr denkt, ausser, sehr unbestimmt und voll Erinnerungen, an die Endfragen der Menschheit . . . Einmal ging es mit mir sehr schlecht, und es war mir alles wunderbar gleichgültig geworden. Es dauerte nicht einmal vierundzwanzig Stunden. Da träumte ich schon wieder, dass ich in den Strassen einer grossen Stadt den bevorstehenden Einzug Karls des Grossen durch Maueranschläge bekannt machte. Die Strassen glichen einander und hatten keine Namen oder sonstwelche Merkmale. Es war eine fürchterliche Arbeit, die man mir aufgegeben hatte. Ich überanstrengte mich, ich fühlte mich deutlich wahnsinnig werden. Gott sei Dank fiel ich vorher in Ohnmacht. . . Als ich wieder zur Besinnung kam, lief ich mit einem Handkoffer und einer Bassgeige hinter einem Schnellzuge her. Ohne die Bassgeige hätte ich ihn gewiss eingeholt. Aber so —! Verzweifelt sank ich auf dem Bahndamm in Bassgeige nnd Koffer, schweisstriefend und vor Kälte zitternd, und lauschte, ob hinter mir ein Zug käme und mich überführe. Ich wollte sterben. Denn ich ertrug das Missverhältnis zwischen mir und der Bassgeige nicht mehr. Ich war zu Tode erschöpft von den Grübeleien über den Zweck des Instruments, das ich mit mir durchs Leben schleppen sollte, ohne es spielen zu können, ohne überhaupt die geringste Sympathie dafür zu haben; ich wusste nicht einmal, wie ich zu dieser wahrhaft teuflischen Bassgeige gekommen sei. Da begann ich über die „letzten Fragen" nachzudenken... Nachher sagte man mir, dass ich vor Wut geschrieen und die Fäuste gescüttelt hätte.

Fieber erschöpft. Das ist seine angenehmste Eigenschaft. Wiederum war mir alles gleichgültig. Als der Arzt mich untersucht hatte, sagte er, dass er diesmal sehr zufrieden sei und erst nach zwei Tagen wieder vorbei käme. Er schrieb eine Ordonnanz, Eine Schreibmaschinenseite voll Medikamente. Das Mädchen brachte ein Paket aus der Apotheke nach Hause, und als das Paket aufgewickelt wurde, dachte ich an die erfreuliche Vielfältigkeit einer Weihnachtskiste. Da waren grosse Schachteln und kleine Schachteln, Büchsen, Flaschen in allen Grössen und allerhand Ueberraschungen, die noch einmal aus verschiedenen Schichten Papier gewickelt werden mussten. Wenn endlich Seidenpapier znm Vorschein kam, sagten wir „Ah! Jetzt." Und dann kams. . . . Ich roch an allem und kostete einiges. Darauf schenkte ich alles der Conciergefrau. Für den Fall, dass sie einmal krank würde. In diesen Monaten ist niemand ganz sicher, und die Medikamente waren gute, erprobte und von Autoritäten empfohlene Apothekerfindungen, die jeder Arzt in meinem Arrondissement verschreibt. Im nächsten führen sie einen andern Namen, weil sie ein andrer hervorragender Apotheker erfunden hat, aber es sind immer dieselben Köstlichkeiten. Ich erkannte sie gleich wieder, obwohl die Wissenschaft sie mir das letztemal in einem Vorort verschrieben hatte. Trotzdem muss jeder anständige Patient sie doch immer wieder aus der Apotheke holen lassen; weil er sonst seinen Arzt um einen Teil des Honorars beröge; weil es hierzulande nun einmal so eingerichtet ist, dass der Arzt das Honorar in der doppelten Form von direkten und indirekten Steuern bezieht. Die zweite Form bildet eine Art Versicherung, für den Fall, dass der Patient sich um das Honorar drücken sollte. Ausserdem . . . soll ich es gestehen? . . . schicke ich zum Apotheker, wie Polykrates seinen Ring ins Meer warf. Um die Götter zu versöhnen. Wenn ich stürbe, könnte ich mir vorwerfen, dass ich die verschriebenen Medikamente nicht kaufte und darum sterben musste. Am Geiz . . . . Und den Geiz habe ich immer für das niederträchtigste Laster gehalten, schon deshalb, weil ich es nicht habe.

Statt mein Weihnachtspaket zu verschleissen, las ich.

II

Zeitschriften

Die kleinen „Marges", die Eugène Montfort früher allein schrieb, und die seit einem Jahre eine der wenigen interessanten Zeitschriften geworden sind, die sich in diesen kurzgefassten Zeitläuften noch auftreiben lassen.

Wer kennt „Les Marges"?

Nur die harmlosesten Literaten der Republik.

Man kennt die „Revue des deux Mondes", die „Revue de Paris" und andere Folianten, vor deren Lektüre Gott mich ewig behüten möge. Die „Revue des deux Mondes" lebt von dem soliden Renomee, das der Ausruf Mussets ihr gemacht hat: „Ich bin Mitarbeiter der Revue des deux Mondes geworden, ich werde zu leben haben!" — obwohl sie schon lange nicht mehr so gut honoriert und nur noch die Arbeiten wohlsituierter Leichen veröffentlicht. Die „Revue de Paris" lebt davon, dass es Balzac fast gelungen wäre, sie zu ruinieren. Auch der „Mercure de France" erscheint. Er ist ein Bazar geworden. Manchmal gibt es einen von Neuheit flammenden „Jour de blanc". Aber selten. Die Hauptmitarbeiter, die einmal die „Jungen" waren, sind alt geworden . . .

Die paar Jungeu, die literarischen Ehrgeiz haben, schreiben in die „Marges" und in die „Nouvelle Revue française".

Man findet in jeder Nummer der „Marges" knappe, gut geschriebene Uebersichten über lyrische und epische Neuerscheinungen, eine musikalische Kritik, einen Bericht über die Kunstausstellungen und die Erstaufführungen. Der sehr begabte Guillaume Apollinaire pflegt seine eigene Rubrik: „Contemporains pittoresques". Eugène Montfort schreibt die Randglossen. An „produktiver" Literatur bringt die Zeitschrift wenige ausgewählte Gedichte, zwei, drei schöne Prosaseiten und ein besonderes Stück für Feinschmecker. In Nummer 29 war es ein Teil des Originalmanuskripts von „Noa-Noa". Die Fassung, die wir kannten (und die noch immer sehr schön war!) ist nur von einem literarischen Herausgeber vorgenommene Ueberarbeitung des Originaltextes . . . Der ungepflegte Ganguin gefällt mir besser . . . In Nummer 22 waren es unveröffentlichte Notizen von Flaubert über seine Orientreise, deren wunderbare Intimität leider jeden Gedanken an eine deutsche Uebersetzung ausschliesst. Welch ein Liebhaber (um nicht zu sagen „Erotiker") war dieser wütende Mönch, der in den Nächten vieler Jahre, allein zwischen seinen vier Mauern, frierend und fiebernd, seine Sätze brüllend und wieder tagelang über dem „richtigen" Wort brütend mit dem Engel der Vollendung bis zur Vernichtung rang . . . . Es hat keinen Sinn, lieber Herr . . . fast zu leben wie Flaubert und ganz schreiben zu wollen wie er, wenn man von anderswoher kommt, anders geartet ist, und nicht einmal, bevor man Asket wurde, die tiefe und schreckliche Sanftmut der Sünde gekannt hat. Ein Heiliger und ein Kastrat sind zweierlei, und es ist gut zu wissen, welcher dieser beiden Kategorien man angehört. Seit der „Entdeckung" Flaubert sind die Eunuchen, (diese Pedanten) mutig geworden. Sie haben sich korrekt lächelnd als Märtyrer bekränzt und sprechen von Stil . . . Sie haben Unrecht. O, wie Unrecht! Ihr Flaubert ist ein grotesker Irrtum. Flaubert war verzweifelt! Und sie sind ohnmächtig — wenns hochgeht, ein wenig katzenjämmerlich. Jetzt so gut wie früher und in Ewigkeit. In der Literatur ebenso, wie anderswo

Fortsetzung folgt

Gang in den Winterabend

Ueber verschneite Waldparzellen
Schweben Wolken wie ein Schwarm
Aufgescheuchter Libellen.

Schweigen kühlt alle Räume.
Wildfremder Wind
Beweint die frierenden Bäume.

Ein paar Häuser entsteigen
Der Lichtung
Wie ein ärmlicher Fackelreigen;

Nebel wandern gleich Traumgesichten
Quer drüber hin,
Bis sie den Zauber vernichten.

Bis der Sinn aller Kuppen
Den Raupen gleicht,
Die sich schinnend verpuppen.

Paul Zech

Kunstverständnis

Der Bürger urteilt über nichts so dreist und selbstherrlich wie über die Kunst. Jede neue Erscheinung der Literatur, Musik und Malerei gibt ihm einen willkommenen Grund sich zu belustigen. Nach Art der Paranoiker sieht er die Krankheit, den Grössenwahn,

an dem er selbst leidet, beim Künstler. Der Bürger hasst die Kunst, weil sie ihm „zwecklos“ scheint. Sie vermittelt keine Nachrichten, sie bringt keine Tatsachen, sie trägt keine Zinsen und sie lässt sich schwer vermeiden. Denn sie ist immerhin und leider gesellschaftsfähig geworden. Man kann ihr höchstens bei Todesfällen aus dem Wege gehen. Aber die Kunst ist aufdringlich, und da müssen Scheingründe herhalten, sie abzuwehren. Man hat einfach keine Zeit für sie. Das Leben ist heute ungeheuer anstrengend, jeder Beruf erfordert seinen ganzen Mann und seine ganze Frau. Und abends müssen sich alle Menschen erholen. Der Geist muss auspannen, der noch garnicht eingespannt war. (Nichts ist automatischer als die Berufstätigkeit,) Zur Orientierung (wegen der Bildung) genügen die Tageszeitungen und Namenkenntnisse. Der neue Roman von Frenssen, das neue Drama von Fulda, die neuen Gedichte des befreundeten Justizrats werden gekauft nnd man ist auf der Höhe. Die Operette du jour pflegt sich der Bürger dreimal anzusehen. Schliesslich will man doch in seinem Cafehaus die Melodieen wiedererkennen, die die sogenannten Orchester in Pariser Besetzung unaufhörlich spielen. Was etwa sonst an Kunst noch geschieht, wird als störender Eingriff in das Privatleben, in den Nachmittagsschlaf oder in die Fahrt auf der Elektrischen empfunden. Was fällt dem Herrn Kokoschka ein, Dinge zu zeichnen, die man nicht sieht. Was fällt den Herren Alfred Mombert und Rainer Maria Rilke ein, eine Sprache zu schreiben, die man nicht spricht. Kennt man auch die sogenannte deutsche Muttersprache nicht, so hat man doch sein bischen Französisch in der Schule gelernt. (Auch wegen der Bildung.) Und der Kritiker der abonnierten Zeitung ist ja „dagegen“. Die Künstler müssen eben lernen, sich gemeinverständlich auszudrücken. Sonst kann die janze Kunst gestohlen werden. Besonders die zeitgenössische. Denn der Bürger hat für die mehrfach erwähnten Bildungszwecke die beliebten „Klassiker.“ In den Museen hängen die schönsten Bilder und die Leute, die nie hineingehen, empören sich, dass man nun an manchen Tagen Eintritt erhebt, und gerade an den Tagen, an denen man unbedingt mal Kunst geniessen wollte. Die Musik hat von jeher Geld gekostet, aber dafür sitzt man wenigstens in einem Lokal. Jeder Schieber schwärmt für die Neunte Symphonie. Sie ist erklärtes und anerkanntes Heiligtum des deutschen Volkes. Darum, meine Zeitgenossen, ist es höchst lehrreich zu lesen, mit welchen beweglichen Worten Richard Wagner (jetzt gleichfalls ein anerkannter Heiliger) das Publikum zwanzig Jahre nach Entstehen dieses Meisterwerkes wenigstens um gütiges Gehör bittet. Er wählt eigens die hierorts so beliebte Märchenform (man ist für Stimmung), da er offenbar fürchtet, das Publikum würde sonst diese Bitte nicht einmal lesen.

Beethovens Neunte

Von Richard Wagner

Es war einmal ein Mann, der fühlte sich gedrängt, alles was er dachte und empfand, in der Sprache der Töne, wie sie ihm durch grosse Meister überliefert war, auszudrücken: in dieser Sprache zu reden, war sein innigstes Bedürfnis, sie zu vernehmen, sein einzigstes Glück auf Erden, denn sonst war er arm an Gut und Freude, und die Leute ärgerten ihn sehr, wie gut und liebend er auch gegen alle Welt gesinnt war. Nun sollte ihm aber sein einzigstes Glück geraubt werden — er wurde taub und durfte seine eigene herrliche Sprache nicht mehr vernehmen! Ach, da kam er nahe daran, sich der Sprache selbst auch berauben zu wollen: sein guter Geist hielt ihn zurück; — er fuhr fort, auch was er nun empfinden musste, in Tönen auszusprechen; — aber ungewöhnlich sollten nun seine Empfindungen werden; — wie die Leute von ihm dachten und fühlten, musste ihm fremd und gleichgültig sein: er hatte sich nur noch mit seinem Innern zu beraten und in die tiefsten Tiefen des Grundes aller Leidenschaft und Sehnsucht sich zu versenken! In welch wunderbarer Welt ward er nun heimisch! Da durfte er sehen und — hören, denn hier bedarf es keines sinnlichen Gehöres, um zu vernehmen: Schaffen und Geniessen ist da eines. — Diese Welt aber war, ach! die Welt der Einsamkeit: wie kann ein kindlich liebevolles Herz für immer ihr angehören wollen? Der arme Mann richtet sein Auge auf die Welt, die ihn umgibt, — auf die Natur, in der er einst voll süssen Entzückens schwelgte, auf die Menschen, denen er sich doch noch so verwandt fühlt! Eine ungeheure Sehnsucht erfasst, drängt und treibt ihn, der Welt anzugehören und ihre Wonnen, ihre Freuden wieder geniessen zu dürfen. — Wenn ihr ihm nun begegnet, dem armen Mann, der euch so verlangend anruft, wollt ihr ihm fremd ausweichen, wenn ihr zu eurer Verwunderung seine Sprache nicht sogleich zu verstehen glauben solltet, wenn sie euch so seltsam, ungewohnt klingt, dass ihr euch fragt: Was will der Mann? O, nehmt ihn auf, schliesst ihn an euer Herz, höret staunend die Wunder seiner Sprache, in deren neugewonnenem Reichtum ihr bald nie gehörtes Herrliches und Erhabenes erfahren werdet, — denn dieser Mann ist Beethoven, und die Sprache, in der er euch anredet, sind die Töne seiner letzten Symphonie, in der der Wunderbare all seine Leiden, Sehnsucht und Freuden zu einem Kunstwerk gestaltete, wie es noch nie da war!

Diese Arbeit erschien im Dresdener Anzeiger vom 2. Januar 1846 und war verschollen. Dr. Julius Kapp veröffentlichte sie wieder in dem soeben erschienenen Buch: Der junge Wagner (Verlag Schuster und Loeffler, Berlin).

Das Publikum möge sich diesen kleinen historischen Beitrag zur Warnung dienen lassen. Besonders das kunstverständige und die Kritik. Ich will noch ein Uebriges tun und nenne hier ausdrücklich die Namen, über die zu lachen eine Blamage bedeutet. Und niemand will sich gern blamieren.

Die Namen lauten:

Peter Altenberg
Conrad Ansorge
Max Dauthendey
Richard Dehmel
Vincent van Gogh
Peter Hille
Oskar Kokoschka
Karl Kraus
Else Lasker-Schüler
Adolf Loos
Gustav Mahler
Heinrich Mann
Alfred Mombert
Edvard Munch
Rainer Maria Rilke
Paul Scheerbart

Diese Liste bezieht sich natürlich nur auf die Gegenwart, in der Literatur nur auf die deutschsprechenden Länder. Es sind Namen mit Ewigkeitswert, wie Alfred Kerr es nennt. Der Bürger sei ausdrücklich gewarnt, sich mit den Werken dieser Künstler zu befassen, aber er spreche ihre Namen nur mit Andacht oder garnicht aus. Er denke an die Blamage und er verlasse sich nicht auf die „Presse“.

Jedenfalls: Ich habe das meinige getan.

Trust

Kunst für Alle

Schmuck und Schmock

Welche beleidigend niedrigen Geistesfähigkeiten müssen die treuen Untertanen den Mitgliedern unserer hohen Herrscherfamilie zumuten, wenn sie schon über eine Spielerei, die eine prinzliche Hand geschaffen hat, in hysterische Verzückungen geraten.

Ein Basar, in der Vorwoche von einer Prinzessin in Potsdam veranstaltet, gab der Gesellschaft unvermeidliche Gelegenheit, der Kaiserfamilie hohes Lob über ein ungeahntes künstlerisches Schaffensvermögen zuzuhuldigen.

Die Schmöcke fast aller Berliner Blätter taten mit. „In der drangvollsten Enge, wie es im Lokalanzeiger hiess, die häufig beängstigende Dimensionen annahm, standen sie festgebannt von der erlauchten Heimkunst“, und namentlich einen der Edeln hat sie tief ergriffen. Wo alles von der Kunst sprach, durfte er nicht verschweigen, dass er noch niemals viel von ihr verstanden hat, und in einem selbstgefertigten Paravent der Kaiserin erblickte er sogar des Festes Symbol, „hinter dem sich tief ein Künstlerleben entwickelte, von dessen reizvollen Schöpfungen der Basar Zeugnis geben sollte.“

Ich hingegen erblickte in der Chiffre D, mit der im Tageblatt ein Bericht über den Basar hinlänglich gekennzeichnet war, ein Paravent, hinter dem sich auch ein Künstlerleben verbarg, von dessen aufreizvollen Schöpfungen wenige Tage später die Montagszeitung Zeugnis geben sollte.

Der Berichterstatter des Tageblattes warf für die Montagszeitung als „Mann und Künstler einen Blick hinter die Mauern eines Lebens, das uns die Allerhöchsten, die wir sonst nur im Auto, an der Logenbrüstung oder in schlechten Reproduktionen der illustrierten Blätter zu sehen bekommen, menschlich näher brachte.“

Aber menschlich nicht allein, sondern „auch künstlerisch“. Denn ein grosser Teil der Gegenstände, die man zum Verkauf gestellt hatte, waren: „Erzeugnisse feinster Delikatesse, dezentester Hochkultur, Produkte des vornehmsten Geschmackes, des individuellen Geschmackes, der Eigenkunst, geläutert durch den Takt der Tradition. Und alles selbstgefertigt. In den eigenen Werkstätten gefertigt, königliche Heimkunst, königliche Hausmacherarbeit.“

Der Mann und Künstler Edel brauchte nur einen Blick hinter die Mauern des Lebens zu werfen, das uns die Allerhöchsten menschlich näher bringt, um einer (wenn auch kleinen) Leserwelt die Augen öffnen zu können über die Tatsache, dass hier die moderne Kunst, trotz Knackfuss und anderen Hofkünstlern, geadelt wird. Hier werden feinempfundene Blumenstücke von einer Prinzessin nicht einfach gemalt, sondern „impressionistisch auf die Leinwand gezaubert“ und die von einem Prinzen geschaffenen Silhouetten lehnen sich sogar an die Allerneuesten an — die Bayros (o!) und Beardsley.

„Man durfte, so sagt er auch noch, in die Seele dieser Begnadeten des Lebens schauen und konnte sich überzeugen, dass auch in den königlichen Wiegen Menschen geboren werden, Menschen, die die Zeit begreifen und aus ihr schöpfen.“

Edel wird sie nie begreifen.

Fortsetzung folgt

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
I. V.: Oskar Kokoschka

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,
Mauerstrasse 86—88 .. Telephon I, 7497

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus
:: **Nr. 311/12** ::
soeben erschienen
Preis 50 Pfg.
ÜBERALL ERHÄLTLICH

Kurhaus und Erholungsheim
Schloss Neuenhagen
in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)
Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

Neue Sezession

Galerie Maximilian Macht

Berlin W., Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75 — Sprechstunde: 5—6 Uhr

Potsdamer Strasse 111 **Café Continental** **Potsdamer Strasse 111**

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
GROSSES KUNSTLER-KONZERT

:: Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften ::

Weinhaus Rheingold

KAISER-SAAL
Täglich: **Translateur - Konzert.**

Zeitschrift für Musterzeichner

Wirksames Insertions-Organ
Fachschrift ersten Ranges
:: **Abonnenten in allen Staaten Europas** ::
Insertionsgebühren mässig
Offerten gern zu Diensten
Schriftleitung C. Krüger Unterbarmen (Rhld.)
Hirschstrasse 49

MALSCHULE
System L v. Kunowski
ACT / KOPF / STILLEBEN
Heinrich Richter
Eisenacherstrasse 103
Sprechstunden 12 — 1 Uhr

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg. Hofopernsänger

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: VIa 18926

:-: ERTEILT :-:
GESANG-UNTERRICHT
Sprechstunde 3—4 Uhr

„Der Forscher"

Illustriertes Zentralblatt für deutsche Forschung
Herausgeber: **Bund deutscher Forscher, Hannover**, unter hoher Ehrenpräsidentschaft Sr. hochfürstl. Durchlaucht des Prinzen Bernhard zur Lippe, Redaktion: **Georg August Grote, Hannover**
Jährlich zwölf starke Hefte mit Beiträgen berühmter Autoren. Ordentliche Mitglieder des Bundes deutscher Forscher erhalten den „Forscher" unentgeltlich und portofrei gegen den Jahresbeitrag von Mk. 5.—, bezw. K. 6.—, fördernde Mitglieder gegen den Jahresbeitrag von Mk. 6.—, bezw. K. 7,20. Jahresabonnement Mk. 5,50, bezw. K. 6.— inklusive Porto
Probenummer gratis und franko
Inserate finden im „Forscher" wirksamste Verbreitung.
Insertionspreis: Die dreimal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.
— Geschäftsstelle: —
Forscher - Verlag, Hannover.

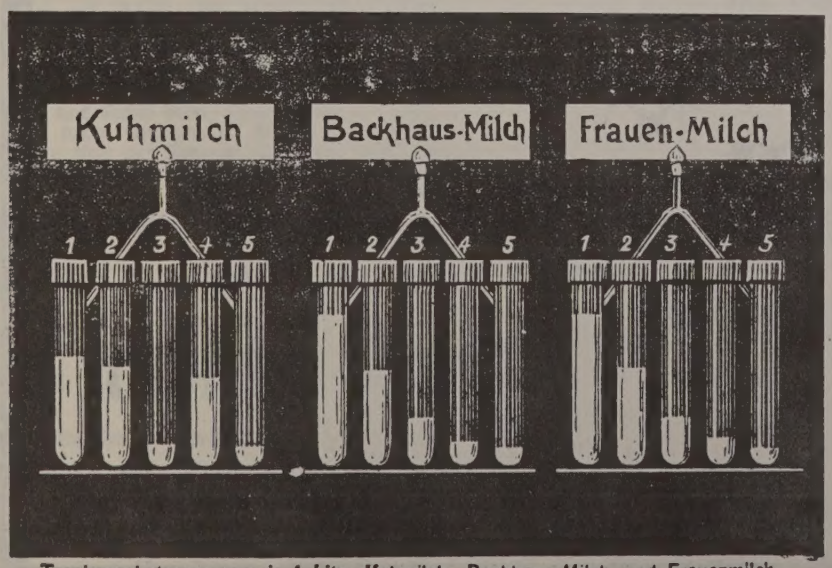
Gegenüber **Pichelswerder in Pichelsdorf**

Grundstücke an der Havel idyllisch gelegen neben dem **Schlosspark**, nahe der Döberitzer Heerstrasse (Kaiserdamm), preiswert verkäuflich. Näheres durch die

Bodengesellschaft des Westens

mit beschränkter Haftung
BERLIN W 66, MAUERSTRASSE 86—88
Fernsprecher Amt I, Nr. 7497

Die Kindermilch nach Prof. Dr. Backhaus kommt der Muttermilch am nächsten.



Trockensubstanzen von je 1 Liter Kuhmilch, Backhaus-Milch und Frauenmilch.
1. Milchzucker — 2. Fett — 3. Eiweiss — 4. Kasein — 5. Salze

Preis 1 Mark — Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

•••••• ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN ••••••

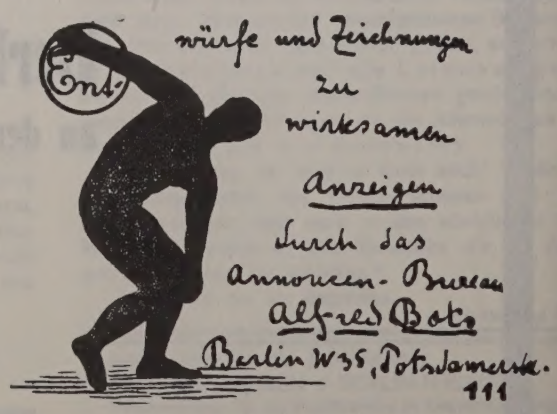
Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend — **Sicher wirkend**

Verlag DER STURM

Unser Plakat, Künstlerlithographie in Dreifarbendruck von OSKAR KOKOSCHKA ist soeben erschienen. Den Buchhändlern und Verkäufern unserer Zeitschrift stehen Exemplare kostenlos zur Verfügung. Preis für Plakatfreunde Mk. 1.— / Vorzugsdrucke (50 Stück) Mk. 5.— nur direkt durch den Verlag :: :: ::

DER STURM, Berlin - Halensee



Hänse Herrmann

Künstlerische Lichtbilder
::: Heimaufnahmen :::

BERLIN W. / Potsdamerstrasse 134a
Nähe Potsdamerplatz
Fernsprecher: Amt VI, 14967